

Unsere Zeitzeugen berichten



Herr Liebe

Nachkriegsjahre – letzter Teil

Lagerzeit in Bitterfeld im Jahr 1947

Noch einmal zurück in das Jahr 1947, zu der dreiwöchigen Quarantänezeit in Bitterfeld. Dort waren wir in Baracken untergebracht, die mir ja noch von meiner Arbeitsdienstzeit bekannt waren. Als Betten diente ein Holzgestell, das die Länge und Breite des Raumes hatte und die Unterlage war eine Strohschicht. Wenn ich mich so erinnere, waren 20 – 25 Personen im Raum. Man schlief fast mit aller Kleidung. Ein Mantel oder Ähnliches diente als Zudecke. Die Verpflegung war eine Katastrophe. Mittags gab es nur Suppe, Kraut, Rüben, Kohl usw., oft ungenießbar. Wir waren froh, als die Zeit um war und wir mit Fahrzeugen abgeholt wurden. Wir landeten in Schenkenberg, nahe Delitzsch. Dort versuchte man, so gut es ging, uns Flüchtlinge im Ort unterzubringen. Die Leute aus Zanzin, darunter auch die Familie meiner Frau, blieben im Ort. Sie bekamen ein Zimmer von etwa 10 – 12 qm zugewiesen mit einem eisernen Ofen, der die ganze Kochgelegenheit und Heizung war. Viele, so auch meine Familie, mussten noch eine Nacht im Saal der Gaststätte des Dorfes verbringen. Für mich als junger Mensch war es leichter zu ertragen, aber für die ältere Generation, die nur ihr Handgepäck und das, was sie am Leibe trugen, besaßen, war es sehr schmerzlich, als sie sich am Morgen an der Wasserpumpe trafen, um sich etwas frisch zu machen. Ich beobachtete, wie sie sich anblickten. Sie schüttelten mit dem Kopf, und die Tränen standen in ihren Augen wegen der aussichtslosen Lage. Ja, tiefer konnte man nach einem arbeitsreichen Leben nicht fallen. Noch am Vormittag wurden wir, meine Familie und einige ehemalige Marwitzer, auf offene Wagen verladen, die von Treckern gezogen wurden.

So landeten wir in dem etwa 15 km entfernten Radefeld, wo meine Schwester bis heute (2004) wohnt. Dort saßen wir stundenlang an der Straße vor dem Bürgermeisteramt, bis uns ein Wohnraum zugewiesen wurde, der erst unter Druck der Polizei geräumt wurde. Im Grunde genommen konnten wir die Leute verstehen, die sich an ihren Wohnraum klammerten. So bezogen wir mit gemischten Gefühlen unsere Bleibe. Später entstand aber trotz allem ein gutes Verhältnis zu den Dorfbewohnern. Ein Bett und ein kleiner eiserner Ofen waren das ganze Inventar. Das Bett war für unsere Eltern. Meine Schwester und ich schliefen auf dem Fußboden. Es war alles andere als erfreulich, aber wir hatten ein Dach über dem Kopf. Nach 1 – 2 Tagen gingen meine Schwester und ich in Delitzsch auf Arbeitssuche. Wir klapperten dort alle Schlachtereien ab und baten um Arbeit. Leider ohne Erfolg. Überall gaben wir unsere Adresse ab und hofften auf ein Wunder. An jenem Sommerabend standen wir mit noch einigen Flüchtlingen vor dem Haus, als ein Mann auf mich zukam und sich als Schlachtermeister vorstellte. Er bot mir eine Arbeitsstelle an. Schnell packte ich einige Sachen zusammen und fuhr sofort mit. Die Freude war groß, wieder in meinem Beruf arbeiten zu können.

Die Anforderungen waren sehr hoch, da alles Lebendvieh herbeigeholt werden musste. Dies wurde nach damaligen Verhältnissen geschlachtet und verarbeitet. Arbeitszeiten von 80 – 90 Stunden in der Woche waren keine Seltenheit. Der Lohn der Woche betrug damals ganze 18 Reichsmark. Es dauerte nicht lange, da holte der Chef auch meine Schwester nach, die dann ca. 8 Jahre dort gearbeitet hat. Ich

Unsere Zeitzeugen berichten

selber war nur ein Jahr dort, als wir – das heißt, der eben ausgelernte Lehrling und ich, die Aufforderung bekamen, uns zu melden für ein Bergwerk. Dies war das berühmte Bergwerk Aue (Uran) unter russischer Verwaltung. Für mich stand fest, da ich ja den Russen schon einige Male entkommen war, mich auch diesmal zu entziehen – durch eine Flucht in den Westen.

Schnell wurden Verbindungen aufgenommen und der Fluchtplan festgelegt. So sind wir beide – der Geselle und ich -, ehe der Meldestichtag kam, gen Westen gezogen. Im Jahr 1948

Im Raum Oschersleben haben wir die damalige so genannte grüne Grenze überschritten. Es waren zwar Grenzer aufgestellt, die das Flüchten in den Westen verhindern sollten. Aber viele Grenzgänger waren auf dem Weg gen Westen und wurden in Gruppen abgefangen. Damit hatten die Grenzer dann viel zu tun. Da wir uns aus meiner Erfahrung heraus von der Masse abgesetzt hatten, konnten wir aus der Deckung heraus den Sprung über den Wasserlauf, der die Grenze bildete, wagen, was uns dann auch gelang. Zu Fuß erreichten wir Helmstedt. Per Bahn fuhren wir nach Braunschweig, wo ich einen Schulkameraden finden wollte, den ich aber leider nicht fand. Von Braunschweig aus fuhren wir in die Nähe von Bremen, um einen Verwandten zu finden, der nach Kriegsschluss dort sein neues Zuhause gefunden hatte. Ich habe ihn auch gefunden, aber die bevorstehende Währungsreform zwang uns zum Handeln, da wir ja keinerlei gültige Papiere hatten.

Der Zufall brachte uns nach Hamburg, wo wir auch den Tag der Währungsreform erlebten. Damals war Hamburg eine vollkommen zertrümmerte Stadt, für uns eine fremde Großstadt. Wir stellten uns etwa 4 Stunden an, um das so genannte Kopfgeld zu empfangen. Da wir keine gültigen Papiere vorweisen konnten, erhielten wir natürlich nichts. Ab Montag standen wir ohne Geld und Papiere auf der Straße. Nun hieß es, das Herz in beide Hände zu nehmen, um das Beste daraus zu machen. Damals gab es noch kein Sozialamt, und wenn ja, so wusste man es nicht. Auf dem Hauptbahnhof konnte man sich einen Teller Suppe holen und damit den größten Hunger stillen. Eine Karte Brotmarken, die mir mein Verwandter aus Bremen mitgab, war die Rettung für uns. Ich verkaufte erst einmal einige Brotmarken, um mir für das Geld Brot kaufen zu können. Besondere Umstände und Zufälle führten uns zu einer schnellen Aufnahme einer Arbeit. Zwar war es nicht in unserem Beruf, sondern in einer Fabrik, die Erze verarbeitet (Norddeutsche Affinerie), die auch heute noch besteht (2004). Durch diese Arbeitsstelle bekamen wir erst einmal die Genehmigung, in Hamburg arbeiten zu dürfen. Außerdem erhielten wir gültige Papiere und – was damals sehr wichtig war – das Wohnrecht in der Hansestadt Hamburg.

Die ersten Wochen der neuen Arbeit bedurften der Eingewöhnung. Für mich war es damals eine besondere Welt von nie gekannter Dimension an Anlagen auf diesem Fabrikgelände. Aus dem angelieferten Erz wurden alle Metalle, Gold, Kupfer, Blei usw. gewonnen.

Obwohl Hamburg im Bombenhagel fast zerstört wurde, blieb dieses gesamte Fabrikgelände verschont, weil in dem Werk ausländisches Kapital steckte. So konnte nach Kriegsende gleich wieder gearbeitet werden.

Unterkunft hatten wir in Baracken in der Nähe der Affinerie gefunden. Dort, wo zuvor Zwangsarbeiter wohnen mussten, war meine Bleibe mit einigen Hundert anderen.

Unsere Zeitzeugen berichten

Pro Raum waren 10 – 12 Beschäftigte untergebracht. Verpflegung bekamen wir aus der Werkskantine, da wir ja noch immer keine Lebensmittelkarten wegen der fehlenden Papiere besaßen. Lohn gab es in dieser Zeit dekadenweise, das heißt, alle 10 Tage. Beim ersten Lohn wurden die vergangenen 10 Tage für die Wohnung und die Verpflegung erst einmal abgezogen und für die kommenden 10 Tage einbehalten. Ich kann mich noch erinnern, dass ich knapp 3 DM ausgezahlt erhielt. Als dann die nächste Löhnung erfolgte, waren ja fast drei Wochen vergangen, und es gab etwa 50 DM. Darüber habe ich mich gefreut. Trotzdem habe ich versucht, wieder Arbeit in meinem Beruf zu bekommen, als meine Papiere, also Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis für Hamburg, vorhanden waren. Das gelang mir auch.

Am 1. November 1948 fing ich als Geselle in Hamburg-Poppenbüttel an. Kost und Logis waren im Haus und 20 DM erhielt ich in der Woche bei 70 – 80, manchmal mehr, Arbeitsstunden. Von Zeit zu Zeit gab es dann mehr Lohn, so dass ich nach 3 Jahren als teuerster Geselle 50 DM pro Woche verdiente.

Ein neues Leben begann, ein neuer Anfang, und alles wurde gut. Ich war in Sicherheit, es war Frieden. Meine Lebensplanung konnte endlich beginnen.

Bearbeitet von: Ute Mielow-Weidmann